

CRAIG BROWN

DIE PARTY DES
JAHRHUNDERTS

101 WAHRE BEGEGNUNGEN

*Aus dem Englischen von
Ulrike Wasel und
Klaus Timmermann*

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2013

Titel der Originalausgabe: *One on One*

© Craig Brown 2011

All rights reserved

Aus dem Englischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Rudolf Linn, Köln

Vorsatz: Rudolf Linn, Köln

Gesetzt aus der Minion Pro

Satz: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-462-04569-7

ADOLF HITLER wird auf der
Straße von **JOHN SCOTT-ELLIS**
angefahren

Briener Straße, München
22. August 1931

Zu Beginn des Jahres hat die Nationalsozialistische Arbeiterpartei – die zweitgrößte Partei Deutschlands – neue Büroräume im Haus Briener Straße 45 in der Nähe des Königsplatzes bezogen. Ihr Vorsitzender Adolf Hitler, der im April seinen zwei- und vierzigsten Geburtstag gefeiert hat, erfreut sich als Autor eines großen Erfolges: Sein Buch *Mein Kampf* hat sich bereits 50 000 Mal verkauft. Jetzt hat er alle Insignien von Reichtum und Macht vorzuweisen: Chauffeur, persönliche Berater, Leibwächter, eine Neunzimmerwohnung am Prinzregentenplatz, Hausnummer 16.* Sein Ansehen wächst mit jedem neuen Tag. Wenn Fremde ihn auf der Straße oder in einem Café erblicken, bitten sie ihn häufig um ein Autogramm.

Durch sein neu gewonnenes Selbstbewusstsein ist er nun auch Frauen gegenüber nicht mehr so schüchtern. Er hat ein

* »Die Wohnung war ganz in Braun und Weiß gehalten, eigentlich recht hässlich und schmucklos«, schrieb Deborah Mitford am 7. Juni 1937 in ihr Tagebuch, nachdem sie mit ihrer Schwester Unity und ihrer Mutter bei Hitler zum Tee gewesen war.

Auge auf die hübsche neunzehnjährige Fotolaborantin Eva Braun geworfen, die im Labor seines Leibfotografen Heinrich Hoffmann arbeitet. Er ist sogar schon öfter mit ihr ausgegangen. Jetzt spaziert er an diesem strahlenden, sonnigen Tag in München die Ludwigstraße entlang – was soll da schon passieren?

Wenige Hundert Meter entfernt macht der junge John Scott-Ellis gerade eine Spritztour mit seinem neuen Wagen. Am Eton College hat er sich als Schüler nicht sonderlich hervortun können. »Ich hatte den Vorteil, nicht dumm zu sein und auch in Sport ganz gut mithalten zu können«, erinnert er sich, »doch aufgrund meiner angeborenen Faulheit oder Willensschwäche machte ich nichts daraus ... Ich wusste nichts mit mir anzufangen ... Ich schummelte, ohne die geringste Reue zu empfinden, und wenn man mir mit Rausschmiss drohte – ›Ihnen ist nicht mehr zu helfen‹, begrüßte mich Dr. Alington einmal –, schaffte ich es immer, tränenreich den Zerknirschten zu spielen und mich aus der Affäre zu ziehen.«

Bislang hat er seinem Namen noch keine große Ehre gemacht. Ein Brief, den sein Vater während Johns zweitem Jahr in Eton an seine Mutter schrieb, lautet:

*Liebe Margot,
anbei findest Du Johns Zeugnisse. Wie Du feststellen wirst, sind sie alle durch die Bank gleichermaßen kläglich ... Leider scheint er sämtliche Schwächen seines Vaters und keine von dessen überaus raren Tugenden zu haben.*

Natürlich wäre denkbar, dass wir ihn überschätzt haben und er in Wirklichkeit ein ziemlich dummer und unordentlicher Junge ist, aber vielleicht hat ihn auch die beginnende Pubertät aus der Bahn geworfen. Den-

*noch sind sein mangelnder Ehrgeiz und sein ungefestigter Charakter für mich eine herbe Enttäuschung.
Versuch doch, den kleinen Rohling ein bisschen auf Trab zu bringen.*

In Liebe

T.

John hat Eton im Jahr zuvor verlassen und anschließend einige Zeit auf einer der Farmen seiner Familie in Kenia verbracht (sie besitzen dort etliche Farmen, außerdem vierzig Hektar im Londoner Zentrum zwischen Oxford Street und Marylebone Road, gut dreitausend Hektar in Ayrshire, die Insel Shona und ein ordentliches Stück von Nordamerika).

Dann beschloss er, sich eine Weile in Deutschland aufzuhalten, um die Sprache zu erlernen. 1931 ist er achtzehnjährig nach München gekommen und wohnt bei einer Familie namens Pappenheim. Er ist seit kaum einer Woche in der Stadt, als er sich ein kleines Auto kauft, einen roten Fiat, den seine Freunde («äußerst unhöflich») als den »Lieferwagen« bezeichnen. Gleich am ersten Tag hinterm Steuer lädt er Hauptmann Pappenheim, einen jovialen Sechzigjährigen, ein, ihn zu begleiten. Mit ihm, so hofft er, wird er sich in München zurechtfinden und Verstöße gegen die Verkehrsordnung vermeiden.

Sie fahren los. John fährt vorsichtig die Leopoldstraße hoch, am Siegestor vorbei. Der Fiat läuft prima. Die Probefahrt ist ein Kinderspiel. An diesem strahlenden, sonnigen Tag in München, was soll da schon passieren?

Während Adolf Hitler den Bürgersteig entlanggeht, steuert John seinen Fiat die Ludwigstraße hinunter. Er biegt nach rechts in die Brienner Straße. Hitler tritt, ohne nach links zu schauen, auf die Fahrbahn. Es kommt zum Zusammenstoß.

»Obwohl ich sehr langsam fuhr, trat plötzlich ein Mann vom Bürgersteig auf die Straße und lief mir mehr oder weniger direkt ins Auto«, erinnert sich John. Viele Fahrer vor ihm und nach ihm haben genau dieselben Worte benutzt, häufig vor Gericht.

Der Fußgänger – Anfang vierzig, mit einem kleinen, fast quadratischen Schnurrbart – ist auf ein Knie gefallen. John ist bestürzt, doch der Mann kommt wieder auf die Beine. »Er stand gleich wieder, und ich wusste, dass ihm nichts passiert war. Ich öffnete das Fenster, und da ich kein Wort Deutsch sprach, überließ ich natürlich Hauptmann Pappenheim das Reden. Mich beschäftigte vielmehr die ängstliche Frage, ob ein Polizist, der den Verkehr regelte, den Vorfall mitbekommen hatte.«

Alles ist gut. Der Polizist hat nichts bemerkt, und falls doch, zeigt er jedenfalls kein Interesse. Der Mann mit dem Schnurrbärtchen klopft sich den Staub von der Kleidung und schüttelt John und Hauptmann Pappenheim die Hand, die ihm beide alles Gute wünschen.

»Ich nehme an, Sie wissen nicht, wer das war?«, sagt Hauptmann Pappenheim, als sie weiterfahren.

»Natürlich nicht. Wer denn?«

»Er ist Politiker, Vorsitzender einer Partei, und er redet viel. Er heißt Adolf Hitler.«

Drei Jahre später, also 1934, sitzt Adolf Hitler in einer Loge in dem kleinen Rokoko-Residenztheater* und wartet auf den Beginn der Opernaufführung. Inzwischen ist er deutscher Reichskanzler, und alle Welt kennt ihn. In der Nachbarloge sitzt der einundzwanzigjährige John Scott-Ellis mit seiner jun-

* Das heutige Cuvillies-Theater.

gen deutschen Braut, die er am ersten Abend ihrer Hochzeitsreise in die Oper ausführt. John schaut nach links. Ist das nicht derselbe Mann, den er vor drei Jahren angefahren hat?

Der junge Mann beugt sich hinüber. Er scheint etwas sagen zu wollen. Hitlers Leibwächter stutzen. Wer ist dieser Mann, und was zum Teufel will er?

John Scott-Ellis stellt sich vor. Er nutzt den Augenblick und fragt den Führer, ob er sich noch daran erinnert, dass er vor drei Jahren angefahren wurde. Zu seiner Überraschung erinnert Adolf Hitler sich gut daran. »Er war ein Weilchen sehr charmant zu mir.« Dann legt das Orchester los, und die Ouvertüre beginnt. Die beiden Männer begegnen einander nie wieder.

Noch Jahre später* erzählt John gern diese Geschichte von seinem überraschenden Zusammenstoß mit Adolf Hitler. »Vielleicht habe ich für ein paar Sekunden die Geschichte Europas in meinen recht ungeschickten Händen gehalten. Er war nur ein wenig erschrocken, aber wenn ich ihn getötet hätte, hätte das den Lauf der Weltgeschichte verändert«, sinniert er über seine ungewöhnliche Begegnung.

* 1946 erbt er den Titel Baron Howard de Walden. Er stirbt 1999 im Alter von sechsundachtzig Jahren. Hitler stirbt 1945 mit sechsundfünfzig.

JOHN SCOTT-ELLIS redet
mit **RUDYARD KIPLING**
über die »Scheißdeutschen«

Chirk Castle, Wrexham, North Wales
Sommer 1923

Im Sommer 1923 ist John Scott-Ellis erst zehn Jahre alt, aber er hat bereits mit G. K. Chesterton und George Bernard Shaw zu Mittag gegessen.

John wohnt in einer gewaltigen Burg aus dem dreizehnten Jahrhundert. Sein Vater, der achte Baron Howard de Walden, ist ein Mächteternkünstler, der Opern, Gedichte und Theaterstücke schreibt. Er hat mal das Haymarket Theatre besessen und eine Reihe anspruchsvoller Inszenierungen auf die Bühne gebracht, darunter auch Werke von Henrik Ibsen. Als diese nicht genug Geld einspielten, ließ er sich überreden, eine Komödie mit dem Titel *Bunty Pulls the Strings* aufzuführen; sie lief drei Jahre lang.

Die Burg des achten Barons übt eine enorme Anziehungskraft auf Künstler und Schriftsteller aus. Der kleine John ist mittlerweile daran gewöhnt, sich die Zeit mit Hilaire Belloc, Augustus John, George Moore oder Max Beerbohm zu vertreiben. Einige dieser Granden sind freundlicher als andere. Belloc bringt ihm allerlei Tricks mit Papier bei, zum Beispiel, wie man einen Vogel bastelt, der mit den Flügeln schlägt, wenn man ihn am Schwanz zieht. Er zeigt ihm auch eine einfache Methode, den Satz des Pythagoras zu beweisen, indem er zwei Dreiecke ausschneidet und sie auf eine ganz bestimmte Art auf ein Blatt Papier legt. »Daran erinnere ich mich bis heute, aber leider habe ich seinen absoluten Beweis der Dreifaltigkeit vergessen,

wozu er eine ganz ähnliche Methode anwandte«, erzählt John in hohem Alter. Er erinnert sich auch daran, dass der irische Schriftsteller George Moore (»meistens recht geistesabwesend«) seinen Vater mit einem Problem konfrontierte, zu dem ihm keine Lösung einfiel.

»Ich schreibe ständig ›ihre Schwester machte eine Ausbildung zur Schwester«, und das ist nicht gut, aber mir fällt nichts Besseres ein.«

»Wie wär's mit ›ihre Schwester machte eine Ausbildung zur Pflegerin?«, schlug Lord Howard de Walden vor. Moore ging wohlgemut von dannen.

Im Sommer 1923 ist Rudyard Kipling Gast auf Chirk Castle. Der bekannte Schriftsteller und der kleine Junge gehen gemeinsam im Garten spazieren. In so einer Umgebung beobachtete Hugh Walpole einmal den nur gut einen Meter sechzig großen Kipling: »Wenn er im Garten herumschlendert, sind eigentlich nur noch seine Augenbrauen zu sehen.«

Mit seinen siebenundfünfzig Jahren möchte Kipling von Kindern gern Onkel Ruddy genannt werden. Freundschaften mit Erwachsenen fallen ihm schwer, aber mit Kindern spricht er wie mit seinesgleichen, und so schreibt er auch für sie. »Ich würde lieber ein schönes Buch mit Geschichten für Kinder machen als eine neue Religion erfinden oder ein grundlegend überarbeitetes Konzept für unser soziales und politisches Leben«, erklärt er.

Unter Kindern wird er selbst zum Kind. Auf einer Schiffsreise nach Südafrika legt er sich bäuchlings aufs Deck, um einem Jungen zu zeigen, wie man mit Soldaten spielt. Aber bei Kindern, die nicht seinen Abenteuergeist besitzen, kann er leicht aufbrausend sein. Einmal drückt er einem Jungen einen Revolver in die Hand und drängt ihn, einen Schuss abzugeben. Als

Kipling sein Zögern bemerkt, blafft er: »In deinem Alter hätte ich alles dafür gegeben, einen Revolver abzufeuern!«

Aber Kipling und John sind auf einer Wellenlänge. Kipling war schon immer von paranormalen Phänomenen fasziniert, daher fühlt er sich möglicherweise von den ungewöhnlichen Fähigkeiten des Jungen angezogen: John kann ein komplettes Kartenspiel mit der Bildseite nach unten auf den Boden werfen und dann die vier Asse herauspicken. »Ich behaupte keineswegs, irgendwelche fremdartigen Kräfte zu besitzen, aber meine übersinnliche Wahrnehmung war oder ist vermutlich etwas ausgeprägter als bei anderen«, erinnert er sich. Eines Nachmittags ist ein Admiral mit Interesse am Übernatürlichen zu Besuch und fordert ihn auf, mit zwei Würfeln zu würfeln und sich dabei hohe Augenzahlen zu wünschen. »Bei rund zwanzig Würfeln würfelte ich niemals weniger als vier und häufig zwei Sechsen.« Dann sagt der Admiral, er soll sich niedrige Augenzahlen wünschen. »Ich begann mit zwei Einsen und machte dann mehr oder weniger so weiter.«

Auf ihrem Spaziergang im Garten plaudert John mit Rudyard Kipling über die Deutschen. Kipling sagt, er hasse sie. Dann kommen sie auf Flugzeuge zu sprechen. Kipling sagt, die würden ständig versuchen, seine Schornsteine abzurasierren.

John fragt ihn, ob er je in einem Zeppelin fliegen würde.

»Was?«, ruft Kipling. »Mich in einen silbernen Sarg mit lauter Scheißdeutschen einsperren lassen?!«

Ein solches Zitat scheint fast zu schön, um wahr zu sein, aber Kipling hat die seltsame Fähigkeit, seine eigene Karikatur zu werden. Beim Abendessen mit Somerset Maugham in der Villa Mauresque kommt das Gespräch auf einen gemeinsamen Bekannten. Als Kipling erklärt: »Er ist ein weißer Mann«, denkt

Maugham: »Das ist typisch. Ich wünschte, er würde meine Erwartungen erfüllen und sagen, er ist ein Pakka Sahib.«

»Er ist ein Pakka Sahib, keine Frage«, fügt Kipling hinzu.

Nach ihrem Spaziergang willigt Kipling ein, sich Johns Sammlung seiner Werke in einer eleganten, in rotes Leder gebundenen Taschenausgabe anzuschauen. Kipling bietet an, sie für ihn zu signieren, aber wie von Zauberhand kommt plötzlich Kiplings Respekt einflößende Gattin Carrie in den Raum gefegt und sagt ihm, er solle das lassen. Auch das ist typisch. Carrie hat es sich zur Aufgabe gemacht, ihren Mann vor seinen Lesern zu schützen, wofür sie häufig verspottet wird. Für Lady Colefax ist sie eine »extrem herrische zweitklassige Amerikanerin, die Sorte Frau, mit der man nur über die Dienerschaft reden konnte«. Ein junger Bursche namens Henry Fielden hatte die Angewohnheit, unangemeldet vor Kiplings Haus Bateman's aufzutauchen, um sich Bücher zu borgen. Einmal sah er Kipling am Fenster stehen, also winkte er ihm zu, und Kipling winkte zurück. Doch als Henry an die Haustür klopfte, teilte ihm ein Dienstmädchen mit, Mr Kipling sei nicht zu Hause. Henry beteuerte, sie hätten einander gerade eben noch zugewinkt, und das Dienstmädchen eilte verwirrt davon. Kurz darauf erschien eine erboste Mrs Kipling und sagte mit zusammengebissenen Zähnen, ihr Gatte würde gleich herunterkommen.

Einen Tag nach der verhinderten Buchsignierung nimmt Kipling John zu den öffentlichen Prüfungen für Hütehunde in Llangollen mit. John fällt auf, wie wohl sich Kipling bei den Schäfern fühlt, die er dazu bringt, »ihm alles über die Prüfungen und ihr Leben zu erzählen«. Auf dem Heimweg verspricht Kipling, eine Geschichte über die Schäfer zu schreiben. »Aber leider«, bemerkt John, der inzwischen ein alter Mann ist, »kam er nie dazu.«

RUDYARD KIPLING verehrt und bewundert MARK TWAIN

Elmira, New York State

Juni 1889

Im Jahre 1889 ist Rudyard Kipling dreiundzwanzig, sieht aber eher aus wie vierzig. Am 28. Mai kommt er nach einer zwanzigtägigen Seereise aus Japan in San Francisco an.

Er ist lebenshungrig. In Chinatown wird er Zeuge einer Schießerei, in Oregon angelt er einen zwölf Pfund schweren Lachs, in Montana begegnet er Cowboys, von Chicago ist er entsetzt und in Beaver, im Norden von Pennsylvania, verliebt er sich in seine zukünftige Frau.

Ehe er die Vereinigten Staaten verlässt, will er unbedingt sein großes Vorbild kennenlernen, Mark Twain. Er folgt ihm vergeblich – nach Buffalo, dann Toronto, dann Boston –, holt ihn schließlich in Elmira ein, wo ein Polizist ihm erzählt, Twain »oder jemand, der ihm sehr ähnlich sieht«, sei am Vortag mit einem Einspänner durch den Ort gefahren. »Er wohnt draußen auf dem East Hill, drei Meilen von hier.«

Dort angekommen, erfährt Kipling, dass Twain bei seinem Schwager in der Stadt ist. Er findet das Haus und klingelt an der Tür, doch dann ereilen ihn Zweifel. »Zum ersten Mal kam mir der Gedanke, Mark Twain hätte vielleicht etwas Besseres zu tun, als entflozene Verrückte aus Indien zu empfangen.«

Er wird in einen großen, dunklen Salon geführt. Dort, in einem wuchtigen Sessel, sitzt der dreiundfünfzigjährige Verfasser von *Tom Sawyer* mit einer »angegrauten Haarmähne, einem braunen Schnurrbart über einem Mund so zart wie der einer Frau, einer starken, kantigen Hand, die meine schüttel-

te, und der bedächtigen, ruhigsten, ausgeglichene Stimme auf der ganzen Welt ... Ich schüttelte seine Hand. Er rauchte seine Zigarre, und ich hörte ihn reden – diesen Mann, den ich 14 000 Meilen entfernt zu lieben und bewundern gelernt hatte.«

Kipling ist gebannt. »Das war ein denkwürdiger Augenblick – einen zwölf Pfund schweren Lachs zu fangen war nichts dagegen. Ich hatte Mark Twain an der Angel, und er behandelte mich, als könnte ich ihm unter gewissen Umständen ebenbürtig sein.«

Die beiden Männer erörtern die Probleme des Urheberrechts, ehe sie auf Twains Werk zu sprechen kommen. »Ich fasste Mut, und da ich das Gefühl hatte, ein paar Hunderttausend Leute auf meiner Seite zu haben, fragte ich, ob Tom Sawyer letztlich die Tochter von Richter Thatcher heiratet und ob wir noch etwas über Tom Sawyer als Erwachsenen erfahren würden.«

Twain steht auf, stopft seine Pfeife und schlurft in Pantoffeln durch den Raum. »Da bin ich mir noch nicht sicher. Mir schwebt vor, zwei Versionen der Fortsetzung von *Tom Sawyer* zu schreiben. In der einen würde ich ihn zu großen Ehren gelangen lassen und in den Kongress schicken. In der anderen würde ich ihn am Galgen enden lassen. Dann könnten die Freunde und Gegner des Buches sich eine Fassung aussuchen.«

Kipling widerspricht vehement: Für ihn ist Tom Sawyer real.

»Oh ja, er ist real. Er ist all die Jungs, die ich gekannt habe oder an die ich mich erinnere. Aber es wäre eine gute Art, das Buch abzuschließen, denn eigentlich sind Religion, Erziehung oder Bildung wirkungslos gegen die Macht der Umstände, die einen Mann bestimmen. Angenommen, wir nehmen die nächsten vierundzwanzig Jahre im Leben von Tom Sawyer und

rütteln ein wenig an den Umständen, die ihn gelenkt haben. Er würde sich logischerweise und je nach Art des Gerüttels entweder als Schlitzohr oder als Engel erweisen.«

»Glauben Sie das wirklich?«

»Ich denke schon; nennt man das nicht auch Kismet?«

»Ja, aber rütteln Sie bloß nicht zu viel an ihm herum und führen uns dann die Ergebnisse vor, weil er nämlich nicht mehr ihr Eigentum ist. Er gehört uns.«

Mark Twain lacht. Sie kommen zum Thema Autobiografie. »Ich halte es für menschlich unmöglich, die Wahrheit über sich selbst zu erzählen oder den Leser nicht mit der Wahrheit über sich selbst zu beeindrucken«, sagt Twain. »Ich habe mal ein Experiment gemacht. Ich habe einen meiner Freunde – einen Mann, der peinlich darauf bedacht war, immerzu die Wahrheit zu sagen; einen Mann, der selbst im Traum nicht daran gedacht hätte zu lügen – überredet, seine Autobiografie zu schreiben, zu seinem und meinem Vergnügen ... und dieser gute, ehrliche Mann erwies sich in jedem einzelnen mir bekannten Detail seines Lebens als formidabler Lügner. Er konnte einfach nicht anders.«*

Während Mark Twain auf und ab geht und munter drauflospafft, merkt Kipling, dass er gern Twains Maiskolbenpfeife hätte. »Ich begriff, warum manche wilden Stämme ganz verrückt auf die Leber tapferer, im Kampf gefallener Krieger sind.

* Mit dem Wahrheitsgehalt von Geschichten aus dem Leben anderer Leute geht Twain ähnlich flexibel um. Als junger Journalist erfindet er regelmäßig irgendwelche Meldungen und bringt sie in der Lokalzeitung. Als jemand sich mit seinem älteren Bruder überwirft, revanchiert er sich, indem er einen Artikel mit der Überschrift »Ortsansässiger beschließt, Selbstmord zu begehen« verfasst.

Diese Pfeife hätte mir vielleicht einen Hauch seines scharfsichtigen Einblicks in die menschliche Seele geschenkt. Aber er legte sie nie in Reichweite meiner Langfinger ab.«

Twain spricht über die Bücher, die er gern liest. »Ich habe mir nie viel aus Romanen oder Erzählungen gemacht. Ich lese gern etwas mit Fakten und Statistiken jeder Art. Und wenn es nur Fakten über Radieschenzucht sind, sie interessieren mich. Zum Beispiel habe ich, ehe Sie hereinkamen, einen Artikel über Mathematik gelesen. Über absolut reine Mathematik. Meine eigenen Mathematikkenntnisse enden bei ›zwölf mal zwölf‹, aber dieser Artikel hat mir großes Vergnügen bereitet. Ich habe kein Wort verstanden. Aber Fakten, oder was jemand für Fakten hält, sind immer reizvoll.«

Nach zwei Stunden ist die Unterredung zu Ende. Der große Mann, der stets für ein gutes Gespräch zu haben ist, versichert seinem Bewunderer, dass er ihn keineswegs gestört habe.*

Siebzehn Jahre später ist Kipling weltberühmt. Twain denkt

* Kipling selbst geht mit Journalisten weniger gnädig um. Nur drei Jahre später, 1892, während der unglückseligen Zeit, die er bei Brattleboro in Vermont lebte, kommt ihn ein Journalist vom Bostoner *Sunday Herald* besuchen. Die beiden Männer haben eine Auseinandersetzung vor dem Haus. »Ich weigere mich, interviewt zu werden«, sagt Kipling. »Das ist ein Verbrechen. Ich hab es nie zugelassen. Ich werde es nie zulassen. Sie haben kein Recht, mich zu überfallen wie ein Wegelagerer. Es ist ein Skandal, einen Mann in der Öffentlichkeit derart zu überrumpeln. Das hier ist sogar noch schlimmer.«

Der Journalist lässt sich nicht abwimmeln und versucht es anders. »Mr Kipling, Sie sind ein Weltbürger. Sie schulden der Welt etwas und die Welt Ihnen.«

»Ja, und diese kleine Schuld muss zuerst an mich gezahlt werden, und ich werde die Zahlung verweigern.«

sehnsüchtig an ihre Begegnung zurück. »Ich glaube, er wusste mehr als jeder Mensch, dem ich bis dahin begegnet war, und er wusste, dass ich weniger wusste als jeder Mensch, dem er bis dahin begegnet war ... Nachdem er sich verabschiedet hatte, erkundigte sich Mr Langdon nach meinem Besucher. Ich sagte: »Ich kenne ihn nicht, aber er ist ein außergewöhnlicher Mann – und ich bin der andere. Beide zusammen decken wir alles Wissen ab. Er weiß alles, das gewusst werden kann, und ich weiß den Rest.«

Twain, inzwischen siebzig Jahre alt, ist süchtig nach Kiplings Werken. *Kim* liest er jedes Jahr aufs Neue. »Auf diese Weise reise ich ohne große Mühsal nach Indien ... Meine eigenen Bücher sind mir nicht bekannt, aber Kiplings Bücher kenne ich. Sie werden mir nie blass. Sie bewahren ihre Farbe. Sie bleiben immer frisch.«

Der Verehrte ist zum Verehrer geworden.

»Sie waren selbst Journalist, und der Berufsstand will wissen, was Sie zu sagen haben. Sie schulden uns etwas.«

»Von wegen.«

»... Donnerwetter, Mr Kipling, ich hätte dieses Interview um nichts verpassen wollen, um Ihre Lieblingsformulierung zu bemühen.«

»Sie haben ohnehin nichts.«

»Oh doch, das hab ich. Ich hab genug, um den Menschen zu sagen, dass sie sich von Ihnen fernhalten sollten.«

»Genau das will ich ... Sagen Sie, ich bin ein Flegel, denn das bin ich, und will, dass die Menschen das wissen und mich in Ruhe lassen.«

Und mit diesen Worten knallt Rudyard Kipling die Tür zu.

MARK TWAIN nimmt Abschied von HELEN KELLER

Stormfield, Connecticut

Februar 1909

Als Helen Kellers Kutsche zwischen den mächtigen Granitbögen von Mark Twains Haus hält, steht der am meisten verehrte Schriftsteller Amerikas da, um sie zu begrüßen, obgleich sie ihn weder sehen noch hören kann. Ihre Gefährtin Annie Sullivan – ihre Augen und Ohren – erklärt Helen, dass er ganz weiß ist und sein herrliches weißes Haar im Licht der Nachmittagssonne glänzt »wie Schnee auf grauem Stein«.

Twain und Keller haben sich vor fünfzehn Jahren kennengelernt, als er achtundfünfzig und sie gerade mal vierzehn war. Helen, die aufgrund einer Meningitiserkrankung mit vierzehn Monaten taub und blind wurde, hat durch reine Willenskraft eine Möglichkeit gefunden, mit der Welt in Kontakt zu treten: Sie versteht, was andere sagen, indem sie ihnen die Finger an Lippen, Hals und Nase legt oder indem Annie es ihr als Buchstaben in die Hand überträgt.

Sie wird von den Reichen und Mächtigen als Wunderkind behandelt* und pflegt eine besondere Freundschaft zu Twain. »In

* In gewisser Weise ist sie der Nelson Mandela ihrer Zeit: Ganz gleich, wie bekannt du bist, so richtig zufrieden kannst du nicht mit dir sein, solange du Helen Keller nicht die Hand geschüttelt hast. Albert Einstein bezeichnet sich als »großen Bewunderer«; Alexander Graham Bell meint, er habe »in diesem Kind mehr Göttliches gesehen, als es in jedem anderen Menschen spürbar war, der mir je im Leben begegnet ist«; Winston Churchill nennt sie »die größte Frau unserer

dem Moment, als er seine Hand in meine schob, wusste ich, dass er mein Freund war. Er brachte mich zum Lachen und weckte ein tiefes Glücksgefühl in mir, indem er so manche schöne Geschichte erzählte, die ich von seinen Lippen ablas ... Er wusste mit scharfsinniger und unfehlbarer Intuition viele Dinge über mich. Wie es sich anfühlte, blind zu sein und nicht mit den Geschwinden Schritt halten zu können – Dinge, die andere erst allmählich oder überhaupt nicht erfassen. Er hat mich nie in Verlegenheit gebracht, indem er sich darüber ausließ, wie schrecklich es ist, nicht sehen zu können, oder wie dumpf ein Leben sein muss, das ständig im Dunkeln gelebt wird.«

Anders als andere behandelt Twain sie nie gönnerhaft. »Er gab mir nie das Gefühl, meine Meinung würde nicht zählen, wie das so viele tun. Er wusste, dass wir nicht mit Augen und Ohren denken und dass unser Denkvermögen nicht von fünf Sinnen abhängt. Er ließ mich nie außer Acht, wenn er sprach, und er behandelte mich wie ein begabtes menschliches Wesen. Deshalb liebte ich ihn ...«

Twain seinerseits bewundert sie. »Sie gehört in eine Reihe mit Cäsar, Alexander, Napoleon, Homer, Shakespeare und den übrigen Unsterblichen. In tausend Jahren wird sie noch ebenso berühmt sein wie heute.« Kurz nach ihrer ersten Begegnung rief Twain eine Gesellschaft ins Leben, um Helens Ausbildung am Radcliffe College zu finanzieren, was dazu führte, dass sie im Alter von zweiundzwanzig Jahren ihre Autobiografie veröffentlichte, was wiederum dazu führte, dass sie fast so gefeiert wurde wie Twain selbst.

Doch in den Jahren danach hat Twain schwere Schicksals-

Zeit«; und für H.G. Wells ist sie »das wundervollste Wesen in Amerika«.

schläge erlitten. Eine seiner Töchter ist an Meningitis gestorben*, eine weitere bei einem epileptischen Anfall in der Badewanne ertrunken, und seine Frau Livy ist einer Herzkrankheit erlegen. Während Helens Aufenthalt verhält er sich, wie sie ihn kennt, unverblümt und geistreich, doch sie spürt die tiefe Traurigkeit in ihm.

»Ihn umgab die Ausstrahlung eines Menschen, der schwer gelitten hat. Wann immer ich sein Gesicht berührte, war seine Miene traurig, selbst wenn er eine lustige Geschichte erzählte. Er lächelte, nicht mit dem Mund, sondern mit seinem Geist – eher eine Geste der Seele denn des Gesichts.«

Doch im Moment begrüßt er sie in seinem Haus, wo es Tee und gebutterten Toast am Kamin gibt. Dann führt er sie herum. Er zeigt Helen sein geliebtes Billardzimmer. Er wird ihr beibringen, genauso zu spielen wie seine Freunde Paine, Dunne und Rogers, sagt er.

»Aber Mr Clemens, um Billard zu spielen, muss man sehen können.«

»Ja, aber nicht die Art von Billard, die Paine und Dunne und Rogers spielen. Blinde könnten nicht schlechter spielen«, witzelt er.

Sie gehen nach oben in sein Schlafzimmer. »Versuchen Sie, sich vorzustellen, was wir aus diesen Fenstern sehen, Helen. Wir sind hoch oben auf einem schneebedeckten Berg. Um uns herum sind dichte Fichten- und Tannenwälder, weitere verschneite Berge und steinerne Mauern, die die Landschaft kreuz

* »Es zählt zu den Geheimnissen unserer Natur, dass ein Mensch völlig unerwartet einen solchen Donnerschlag erleiden und doch weiterleben kann«, schreibt er, nachdem er ein Telegramm mit dem Wortlaut »Susy ist heute friedlich heimgegangen« erhalten hat.

und quer durchschneiden, und über allem dieser weiße Winterzauber. Er ist eine Wonne, dieser wilde, freie, nach Tannen duftende Ort.«

Er zeigt den beiden Frauen ihre Suite. Auf dem Kaminsims liegt eine Karte mit Hinweisen für Diebe, wo Wertgegenstände im Haus zu finden sind. Es hat kürzlich einen Einbruch gegeben, erklärt Twain, und diese Karte soll dafür sorgen, dass zukünftige Eindringlinge ihn gar nicht erst stören.

Beim Dinner ist Twain überaus gesprächig, »seine Rede von Tabak geschwängert und mit Kraftausdrücken gewürzt«. Er erklärt, dass Gäste seiner Erfahrung nach das Essen nicht genießen, wenn sie ständig überlegen, was sie als Nächstes sagen können. Deshalb ist es die Pflicht des Gastgebers, diese Last zu schultern. »Er sprach entzückend, gewagt, brilliant«, findet Helen. Nach dem Essen redet er am Kamin weiter. »Er schien ganz Amerika in sich aufgenommen zu haben. Der große Mississippi schien unablässig zu strömen, durch seine Rede, durch das schattenlose weiße Sandmeer des Denkens. Seine Stimme schien wie der Fluss zu sagen: ›Wieso die Eile? Die Ewigkeit ist lang; der Ozean kann warten.«

Vor Helens Abreise ist Twain ernster. »Ich bin sehr einsam, manchmal, wenn ich am Kamin sitze, nachdem meine Freunde gegangen sind. Meine Gedanken wandern in die Vergangenheit. Ich denke an Livy und Susy, und ich scheine mich durch die dunklen Tiefen wirrer Träume zu tasten ...«

Als Helen sich verabschiedet, fragt sie sich, ob sie einander je wiedersehen werden. Auch diesmal trägt ihre Intuition sie nicht. Mark Twain stirbt im Jahr darauf. Lange Zeit später kehrt Helen an die Stelle zurück, wo das alte Haus einst stand: Es ist abgebrannt, nur die verkohlten Kamine ragen noch empor. Sie richtet ihre blicklosen Augen auf die Aussicht, die er ihr

einst beschrieb, und hat in diesem Moment das Gefühl, dass jemand auf sie zukommt. »Ich streckte die Hand aus, und eine rote Geranienblüte reckte sich meiner Berührung entgegen. Die Blätter der Pflanze waren mit Asche bedeckt, und selbst der kräftige Stiel war von einem abgeplatzten Putzsplinter geknickt worden. Doch die leuchtende Blume lächelte mich aus der Asche an. Ich meinte, sie sagen zu hören: ›Bitte gräm dich nicht.«

Sie pflanzt die Geranie in eine sonnige Ecke ihres Gartens. »Immer scheint sie mir dasselbe zu sagen: ›Bitte gräm dich nicht.« Aber ich gräme mich dennoch.«

HELEN KELLER und ... MARTHA GRAHAM

Fifth Avenue 66, New York
Dezember 1952

Ehe sie Helen Keller ein neues Wort beibrachte, sagte Annie Sullivan jedes Mal: »Und ...«

»UND öffne das Fenster!«

»UND schließ die Tür!«

Alles, was das Leben zu bieten hatte, begann mit diesem kleinen Wort.

Das allererste Wort, das Helen je lernte, war *w-a-t-e-r* – »Wasser«. In Helen Kellers dunkler, lautloser Kindheit nahm ihre Lehrerin ihre Hand und hielt sie unter den Strahl einer Wasserpumpe.

»Als das kühle Nass über meine Hand sprudelte, buchsta-

bierte sie in die andere das Wort *water*, erst langsam, dann schnell. Ich stand ganz still, richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf die Bewegungen ihrer Finger. Plötzlich hatte ich ein vages Gefühl, wie von etwas Vergessenem – die Verlockung eines wiederkehrenden Gedankens; und irgendwie wurde mir das Geheimnis von Sprache offenbart. Ich wusste plötzlich, dass ›w-a-t-e-r‹ dieses wundervolle kühle Etwas bedeutete, das da über meine Hand floss. Dieses lebendige Wort erweckte meine Seele, gab ihr Licht, Hoffnung, Freude, machte sie frei! ... Ich verließ das Brunnenhaus, erfüllt von dem Willen zu lernen. Alles hatte einen Namen, und jeder Name gebar einen neuen Gedanken. Als wir zum Haus zurückkehrten, schien jeder Gegenstand, den ich berührte, gleichsam vor Lebendigkeit zu beben. Weil ich nun alles mit dieser fremdartigen neuen Sichtweise wahrnahm, die sich mir aufgetan hatte.«

Inzwischen zweiundsiebzig Jahre alt, träumt Helen Keller noch immer davon, wie andere Frauen zu sein: Wie ist das, so fragt sie sich, sehen und hören zu können? Sosehr sie auch die Oberhand über ihre Behinderungen gewinnt, es gibt nach wie vor viele einfache und grundlegende Dinge, die andere mit Leichtigkeit bewältigen, während Helen sich keine Hoffnungen machen kann, sie je zu beherrschen oder auch nur zu verstehen: Tanzen, zum Beispiel.

Sie hat sich bei den bedeutendsten Persönlichkeiten ihrer Zeit Achtung verschafft, doch manchmal denkt sie, sie würde das alles für die Chance aufgeben, tanzen zu können. »Wie gern würde ich all diese mächtigen Krieger und uralten Weisen und unschlagbaren Helden wegsperren, die jetzt fast meine einzige Gesellschaft sind, und tanzen und singen und herumtollen wie andere Mädchen!«, vertraut sie einer Freundin an.

Aber Selbstmitleid ist ihr verhasst. Wenn sie spürt, dass

es sich anbahnt, ruft sie sich in Erinnerung, wofür sie alles dankbar sein kann. »... ich sollte meine Zeit nicht mit müßigen Wünschen vertun; schließlich sind meine alten Freunde sehr klug und interessant, und normalerweise genieße ich ihre Gesellschaft doch ganz und gar. Es kommt nur sehr selten vor, dass ich unzufrieden bin und mir erlaube, mich nach Dingen zu sehnen, auf die ich in diesem Leben nicht hoffen darf.«

Der Tanz wird zu einem Symbol des unbeschwerten Landes, aus dem sie für immer verbannt ist. »Es gibt Tage, an denen die große Aufmerksamkeit, die ich für jedes Detail aufbieten muss, meinen Geist ermüdet und mich der Gedanke empört, dass ich Stunden dafür brauche, ein paar Kapitel zu lesen, während andere Mädchen draußen in der Welt lachen und singen und tanzen; doch schon bald gewinne ich meinen Frohsinn zurück und lache den Verdruss aus meinem Herzen. Denn schließlich muss ein jeder, der wahres Wissen erlangen will, den Berg der Beschwernis allein bezwingen, und da es keinen Königsweg zum Gipfel gibt, muss ich meinen eigenen gewundenen Weg finden ... Jeder Kampf ist ein Sieg.«

Eine Freundin macht die noch immer überall umjubelte Helen Keller mit Martha Graham bekannt, der hinreißenden Grande Dame des Modern Dance. Graham ist auf Anhieb von Helens, wie sie es nennt, »anmutiger Lebenslust« angetan und von ihrem offenbar fotografischen Gedächtnis. Sie werden Freundinnen. Bald darauf beginnt Helen Keller, das Tanzstudio regelmäßig zu besuchen. Sie scheint sich auf die Füße der Tänzer zu konzentrieren und kann irgendwie die Richtung wahrnehmen, in die sie sich bewegen. Martha Graham ist fasziniert. »Sie konnte den Tanz nicht sehen, vermochte es aber, seine Vibrationen vom Boden aufzunehmen und in ihren Körper dringen zu lassen.«

Zuerst kann Graham nur schwer verstehen, was genau Helen sagt, doch schon bald gewöhnt sie sich an »ihre eigenartige Stimme«, wie Graham sie nennt. Bei einem ihrer Besuche sagt Helen: »Martha, was ist Springen? Das verstehe ich nicht.«

Die schlichte Frage rührt Graham. Sie bittet ein Ensemblemitglied, Merce Cunningham, an die Ballettstange. Dann tritt sie von hinten an ihn heran, sagt: »Merce, sei ganz vorsichtig, ich lege jetzt Helens Hände an deinen Körper«, und platziert Helen Kellers Hände auf seiner Taille.

Cunningham kann Keller nicht sehen, spürt aber ihre beiden Hände auf der Taille, »wie die Flügel eines Vogels, so zart«. Alle im Studio stehen still da und beobachten das Geschehen. Cunningham springt in die Luft, und Kellers Hände heben sich mit ihm.

»Ihre Hände hoben und senkten sich mit Merce«, erinnert Martha Graham sich im hohen Alter. »Ihr Gesichtsausdruck schlug von Neugier in Freude um. Man konnte sehen, wie die Begeisterung in ihr aufstieg, als sie die Arme in die Luft warf.«

Cunningham macht weiter kleine Sprünge mit ganz geraden Beinen. Plötzlich spürt er, wie Kellers Finger, die noch immer an seiner Taille liegen, sich leicht bewegen, »als würden sie flattern«. Zum ersten Mal in ihrem Leben erlebt sie, was Tanzen ist. »Das ist wunderbar! Das ist wie Denken! Das ist wie der Verstand!«, ruft sie, als er aufhört.

Helen Keller und Martha Graham sind gemeinsam in dem Dokumentarfilm *The Unconquered* aus dem Jahre 1954 zu sehen. Keller, ihren Hut auf dem Kopf, steht inmitten der Tänzer und »fühlt« den Tanz, während Graham und ihre Truppe sie umkreisen. Auf Kellers Gesicht liegt ein verzückter Ausdruck.

Fast ein halbes Jahrhundert später diktiert die mittlerweile sechsunneunzigjährige Martha Graham ihre Autobiografie.

Ihre Hände sind von Arthritis verkrüppelt. Sie erinnert sich an Helen Keller, die über zwanzig Jahre zuvor gestorben ist, als »die furchtloseste Frau, der ich je begegnet bin«. Und dann wird ihr plötzlich klar, warum Helen damals von ihren Besuchern im Studio so überaus begeistert war.

»Das Wort ›und‹ ist untrennbar mit dem Tanz verbunden, als Auftakt zu den meisten Übungen und Bewegungen. Es führte sie in das Leben der Vibration. Und ihr Leben bereicherte unser Studio. Und um den Kreis zu schließen, all unsere Tanzstunden beginnen damit, dass der Lehrer sagt: ›UND ... eins!«

MARTHA GRAHAM verschlägt MADONNA die Sprache

East 63rd Street 316, New York
Herbst 1978

Im Jahre 1978 ist Martha Grahams grandioser Ruhm unangefochten. Im Laufe ihrer Karriere hat sie für acht US-Präsidenten im Weißen Haus getanzt und beinahe ebenso viele aus der Fassung gebracht.*

Ihre Arbeit wird fast ebenso häufig geliebt, wie sie verdammt wird. Die Graham-Technik, die an der Schule gelehrt wird, die

* Während des Kalten Krieges vereint sie beide Gegner: Nach einer sexuell suggestiven Produktion von Phädra wird ihre Arbeit im Repräsentantenhaus als »pornografisch« geißelt, und in der Sowjetunion erntet sie den Vorwurf, einen schlechten Einfluss auf die Jugend zu haben.

sie ein halbes Jahrhundert zuvor gegründet hat, ist intensiv, mitreißend, sexuell suggestiv. Nach Martha Grahams Überzeugung sollten Tänzerinnen »aus der Vagina heraus tanzen«. Einer ihrer Anhänger erklärt: »Marthas Prämisse war, dass der Liebesakt einem Tötungsakt gleichkommt.«

Mit vierundachtzig hat sie sich noch immer ein wildes Temperament bewahrt, kommt unversehens hereingefegt oder rauscht unvermittelt von dannen. Sie hat schon in Restaurants Tischtücher heruntergerissen und alles klirrend zu Boden befördert, ehe sie hinausstürmte. Inzwischen wird sie in ihrer Schule nur selten gesichtet, obwohl man munkelt, dass sie immer da sei, wie ein gestrenger Geist.

Die neunzehnjährige Madonna Ciccone ist gerade zum ersten Mal in ihrem Leben geflogen. Sie kommt aus Michigan nach New York, mit 35 Dollar und einer Tasche voller Tanzstrumpfhosen, und sie ist fest entschlossen, sich als Tänzerin einen Namen zu machen. Sie sagt dem Taxifahrer, er soll sie in der Mitte von allem absetzen, und er fährt sie zum Times Square.

Sie tanzt bei einer Tanzcompagnie vor, wird jedoch abgelehnt. Man bescheinigt ihr, sie habe Dynamik, aber keine Technik, und gibt ihr den Rat, Unterricht an der Martha Graham Dance School zu nehmen. Vierundzwanzig Stunden später hat sie sich für den Anfängerkurs angemeldet. Das Geld dafür verdient sie sich mit einem Job in einem Schnellimbiss.

»Ich fand's super da. Die Studios waren spartanisch, minimalistisch. Alle flüsterten, und das Einzige, was man hörte, waren die Musik und die Lehrer, und die redeten nur mit einem, wenn man Mist baute – was in dem Laden ziemlich einfach war. Die Technik ist nämlich schwer zu lernen. Sie ist körperlich brutal, und wer es nicht bringt, hat keine Chance ... Ich

hatte früher mal davon geträumt, Nonne zu werden, und die Ausbildung hatte tatsächlich was vom Leben in einem Kloster.«

Martha Graham ist ständiges Gesprächsthema. »Ich wollte die Mutter Oberin kennenlernen, die Frau, die hinter dem Ganzen steckte.« Sie hört, dass Graham oft im Gebäude sei und gelegentlich sogar den Unterricht besuche, entweder um das Lehrpersonal zu begutachten oder um nach neuen Talenten zu suchen. Madonnas Wunsch, dieser Frau zu begegnen, wird fast zur fixen Idee, so wie Touristen am Loch Ness sich nichts sehnlicher wünschen, als das Ungeheuer zu Gesicht zu bekommen. »Sie ließ sich nicht blicken. Ich hatte gehört, dass sie eitel war und unter ihrem Alter litt. Vielleicht war sie einfach sehr beschäftigt oder sehr schüchtern oder beides. Aber ihre Präsenz war immer spürbar, was sowohl ihren Nimbus als auch mein Verlangen, sie kennenzulernen, nur noch vergrößerte ... Das alles erinnerte mächtig an die Garbo, und es schien, als wollte sie wirklich in Ruhe gelassen werden.«

Madonna träumt davon, ihr zufällig über den Weg zu laufen. »Ich würde locker und lässig reagieren. Ich würde ihre Freundin werden, und sie würde mir all ihre Seelengeheimnisse anvertrauen.«

Mit diesem Ziel vor Augen belegt sie weitere Kurse und lungert auf den Fluren herum, um Graham hoffentlich irgendwann zu Gesicht zu bekommen. Manchmal erfindet sie irgendwelche Vorwände, um in das Büro der Schulleitung zu gehen. Und eines Tages dann ist das Glück ihr hold.

Madonna ist mitten in ihrem Elf-Uhr-Kurs. Sie hat zu viel Kaffee getrunken. Obwohl es gegen die Vorschriften verstößt, geht sie kurz raus, »weil meine Blase kurz vorm Platzen war«. Sie drückt die schwere Tür zum Flur auf, tritt aus dem Übungsraum und sieht sich plötzlich Martha Graham gegenüber. »Da

war sie, genau vor mir, und starrte mir ins Gesicht. Okay, nicht genau vor mir, aber mein Auftauchen hatte sie wohl überrascht: Niemand verließ je vor Unterrichtsende die gruftartigen Übungsräume.«

Graham bleibt wie angewurzelt stehen. Madonna ist wie gelähmt, und zum ersten Mal in ihrem Leben – vielleicht auch zum letzten Mal – verschlägt es ihr die Sprache. »Sie erinnerte an Norma Desmond in *Boulevard der Dämmerung*. Ansonsten wirkte sie wie eine Kreuzung aus einem Kabuki-Tänzer und der Nonne, für die ich in der fünften Klasse geschwärmt hatte, Schwester Kathleen Thomas. Jedenfalls, ich war überwältigt, und meine Vorsätze, sie zu bezaubern und von mir zu überzeugen, wurden von meiner Furcht vor einer Persönlichkeit überdeckt, wie ich noch nie einer begegnet war.«

Graham sagt kein Wort. »Sie sah mich einfach bloß an. Ich fand, sie blickte interessiert, aber wahrscheinlich nur missbilligend. Ihr Haar war streng nach hinten gekämmt und betonte ein blasses Gesicht, das wie eine Porzellanpuppe geschminkt war. Ihr Kinn war arrogant vorgeschoben, und ihre Augen waren wie glänzende, starre, braune Murmeln. Sie war klein und zugleich groß.«

Madonna rechnet damit, dass Worte aus Grahams Mund fliegen und Dolche aus ihren Augen schießen. »Ich achtete nicht mehr auf den Druck in meinem Unterleib. Ich vergaß, dass ich eine große Klappe und keine Angst vor niemandem hatte. Zum ersten Mal stand ich einer wahren Göttin gegenüber. Einer Kriegerin. Einer Heldin. Einer Frau, mit der man sich nicht anlegte.«

Graham sagt nichts, sondern wirft ihre langen Röcke herum, verschwindet in einem Zimmer und schließt die Tür hinter sich. »Ehe ich mich räuspern konnte, war sie weg. Ich stand

in meinem Trikot da und zitterte, einerseits, weil ich noch immer dringend aufs Klo musste, aber hauptsächlich, weil ich ein so erlesenes Geschöpf gesehen hatte ... Seitdem ist viel in meinem Leben passiert, aber nichts wird je die Erinnerung an meine erste Begegnung mit dieser Frau schmälern – mit dieser Lebenskraft.«*

Zehn Jahre später ist Madonna der mit Abstand berühmteste weibliche Popstar der Welt. Bestandteil ihrer Auftritte sind stets ausgefeilte Choreografien: intensiv, mitreißend, sexuell suggestiv. Eines Tages setzt sich jemand von der Martha Graham Dance School mit ihrem Büro in Verbindung und teilt mit, dass die Schule kurz vor dem Bankrott steht. »Geben Sie uns einen Tag«, lautet die Antwort. Schon am nächsten Tag ruft Madonnas Büro zurück und bietet 150 000 Dollar an. Als Martha Graham, die inzwischen vierundneunzig Jahre alt ist, den Scheck erhält, bricht sie in Tränen aus.

* Diese Hochachtung beruhte später auf Gegenseitigkeit. Vor ihrem Tod äußerte Martha Graham sich anerkennend über Madonnas Auftritte. »Sie ist frech und provokant, aber sie bringt nur das auf die Bühne, was die meisten Frauen verstecken, und ja, das ist nicht immer sittsam ... Sittsam! Welcher Künstler will schon sittsam sein.«

MADONNA löst bei MICHAEL JACKSON Beklemmungen aus

Restaurant The Ivy, Beverly Hills, Los Angeles
15. März 1991

Als Madonna darüber nachdenkt, wer glamourös genug sein könnte, um sie zur Oscar-Verleihung zu begleiten, hat sie plötzlich einen Geistesblitz. »Wie wär's mit Michael Jackson? Ja genau, das ist eine super Idee! Findest du nicht?«, fragt sie ihren Manager Freddy DeMann, der auch mal Jacksons Manager war.

DeMann fragt bei Jackson an und vereinbart ein Dinner mit ihm, bei dem alles besprochen werden soll. Die beiden Stars, die weltweit die meisten Platten verkaufen, werden sich eine Woche vor der Verleihung im Restaurant The Ivy in Beverly Hills treffen.

Für Michael Jackson ist Madonna bisher ein großes Rätsel gewesen. Er ist ein cleverer Geschäftsmann, kann sich aber ihren Erfolg nicht erklären. »Sie ist immer dermaßen schrill«, hat er mal einem Freund gegenüber geklagt. »Ich kapiert's nicht. Was hat sie? Sie kann nicht mal besonders gut tanzen oder singen. Aber sie weiß sich zu vermarkten. Mehr nicht.«

Zwei Jahre zuvor war er ziemlich pikiert gewesen, als er erfuhr, dass Warner Brothers mit dem Slogan *Artist of the Decade* für sie Werbung machte. Es war zwar bloß in einer Fachzeitschrift, aber trotzdem. »Wie steh ich denn da?«, erklärte er. »*Artist of the Decade*, das bin ja wohl ich, oder? Hat sie etwa mehr verkauft als *Thriller*? Nein, keineswegs.«

Zu dem Treffen im Ivy trägt Madonna eine schwarze Jacke,

Hotpants und Netzstrümpfe. Um den Hals hat sie ein Kruzifix. Michael Jackson trägt eine schwarze Jeans, ein rotes Hemd mit passender Jacke und als Krönung des Ganzen einen Schlapphut. Er behält seine dunkle Brille auf.

»Ich trug meine Sonnenbrille, und ich sitze also da und versuche, nett zu sein. Und auf einmal beugt sie sich rüber und nimmt mir die Brille ab. Noch nie hat mir irgendwer die Brille abgenommen ... Und dann wirft sie sie so fest durch den Raum, dass sie zerbricht. Ich war baff. ›Ich bin heute dein Date‹, sagte sie, ›und ich hasse es, wenn ich einem Mann nicht in die Augen sehen kann.‹ Das hat mir ziemlich gestunken.«

Im Verlauf des Dinners meint Madonna, Michael Jackson dabei zu ertappen, wie er ihr heimlich auf die Brüste schießt. Grinsend packt sie seine Hand und legt sie auf ihren Busen. Jackson zuckt zurück. Das ist nun wirklich nicht sein Stil. Aber Madonna ist eben sehr hartnäckig. Beim Essen lässt sie keck ein Stück Brot in ihr Dekolleté fallen, fischt es wieder raus und schiebt es sich in den Mund. Jackson wird auf der Stelle mulmig.

»Mein Gott, was hat die Frau Muskeln! Ehrlich, die hat viel mehr Muskeln in den Armen als ich. Die sind irgendwie richtig prall. Ich hätte gern gewusst, wie sie an so dicke Muskeln gekommen ist, aber ich hab mich nicht getraut zu fragen, weil sie dann vielleicht *meine* Muskeln hätte sehen wollen.«

Ihr Kennenlern-Dinner im Ivy kann somit nicht als großer Erfolg bezeichnet werden, aber immerhin ist es nicht so katastrophal verlaufen, dass es ihren gemeinsamen Auftritt bei der Oscar-Verleihung im Shrine Auditorium in Los Angeles zum Scheitern bringt.

Beide geben sich Mühe. Gemeinsam sehen sie umwerfend aus: Michael Jackson in einem weißen Glitzeranzug mit einer

dicken Diamantbrosche sowie Handschuhen und Cowboystiefeln mit goldenen Spitzen, Madonna im Marilyn-Monroe-Look mit einem hautengen, tief dekolletierten Abendkleid, ebenfalls weiß und mit Pailletten besetzt, und Juwelen im Wert von 20 Millionen Dollar, eine Leihgabe für den Anlass von Harry Winston.

Anschließend gehen sie auf Swifty Lazars jährliche Oscar-Party im Spago. Bei ihrem Erscheinen wird Madonna von einem Hollywood-Reporter gefragt, wie sie denn den sonst so medienscheuen Michael Jackson dazu gebracht hat, sie zu begleiten. »Oh, Michael kommt jetzt mehr raus«, antwortet sie. Zyniker sehen darin einen doppelsinnigen Scherz.

Kaum sind sie im Spago und außer Sicht der Kameras, gesellt Madonna sich zu ihrem Exliebhaber Warren Beatty und lässt Michael Jackson allein stehen. Seine alte Freundin Diana Ross eilt ihm zu Hilfe. »Weißt du was, Michael, ich versteh das nicht«, sagt Ross so laut, dass alle es mitbekommen. »Ich meine, sie ist doch mit dir hier, oder? Was macht sie dann bei ihm?«

»Ich weiß nicht«, flüstert Michael Jackson. »Vielleicht mag sie ihn mehr als mich.«

»Tja, ich finde sie schrecklich«, sagt Diana Ross beruhigend. »Und ihr Fummel ist geschmacklos.«

Es ist das allerletzte Mal, dass Michael Jackson und Madonna gemeinsam ausgehen. Dennoch, ein oder zwei Monate später bittet Jackson Madonna, in seinem neuen Musikvideo aufzutreten. Madonna ist begeistert und meint, sie sollten irgendwas »richtig Skandalöses« machen. Da der Song »In the Closet« heißt, kommt sie auf die Idee, dass sie doch als Mann und Jackson als Frau auftreten könnten. Jackson ist skeptisch. Würde das die Leute nicht verwirren? Schließlich ist der Song eindeutig heterosexuell gemeint: Der Titel »In the Closet« bezieht sich

nur auf den Wunsch des Sängers, die Beziehung zwischen ihm und seiner Freundin geheim zu halten. Jacksons Schwester Janet stand Madonna schon immer kritisch gegenüber («Wenn ich mich mitten auf einem Highway ausziehen würde, würden die Leute mich auch angaffen. Aber macht mich das zur Künstlerin?«), doch von diesem Projekt ist sie begeistert. »Was für ein Statement!«, sagt sie.

Letztlich entscheidet Jackson sich dagegen, und statt Madonna sieht man das Model Naomi Campbell in dem Video. Die ersten Zeilen des Songs werden im hauchigen Flüsterton ausgerechnet von Prinzessin Stephanie von Monaco gesprochen. »There's something I have to say to you, if you promise you'll understand. I cannot contain myself: when in your presence I'm so humble. Touch me. Don't hide our love ... woman to man.« [Dt.: Ich muss dir etwas sagen, wenn du versprichst, dass du mich verstehst. Ich kann mich nicht beherrschen. In deiner Gegenwart bin ich machtlos. Berühre mich. Versteck unsere Liebe nicht ... zwischen Frau und Mann.]

Naomi Campbell räkelt sich spärlich bekleidet in einer Wüstenlandschaft. Sie streicht mit den Händen über ihre Brüste, während der rotierende Michael Jackson in einem ärmellosen weißen T-Shirt und schwarzer Jeans dynamische Stoßbewegungen vollführt, die Hände hier und da auf seine Becken-anatomie legt und singt, es gäbe da etwas, das in ihm den Wunsch weckt, »to give it to you«.

Die beiden sehen sich kaum an, von Berührungen ganz zu schweigen.

MICHAEL JACKSON fasziniert NANCY REAGAN

Weißes Haus, Washington DC
14. Mai 1984

Etwa einen Monat zuvor hat das Weiße Haus bei Michael Jacksons Anwalt John Branca angefragt, ob Jackson bereit wäre, seinen Hit »Beat It« für eine Kampagne gegen Alkohol am Steuer zur Verfügung zu stellen.

Jackson war zunächst abgeneigt. »Das ist abgeschmackt. Das mach ich nicht«, sagte er zu Branca. Doch dann überlegte er es sich anders. »Weißt du was? Wenn ich vom Weißen Haus irgendeine Auszeichnung bekomme, dann überlasse ich ihnen den Song. Wie wär das?« Er will mit Präsident Reagan im Weißen Haus auf der Bühne stehen. »Und ich will unbedingt Nancy kennenlernen.«

Innerhalb weniger Tage ist die Sache geregelt. Der Präsident hat sich einverstanden erklärt, Michael Jackson eine besondere Auszeichnung für humanitäre Verdienste zu verleihen, und die First Lady wird ebenfalls anwesend sein.

Im Morgengrauen versammeln sich die ersten Fans und spähen durch den Zaun des Weißen Hauses. Um elf Uhr drängeln sich auf dem South Lawn die Vertreter der Medien zusammen mit Hunderten Mitarbeitern des Weißen Hauses, von denen die meisten Kameras dabeihaben.

Der Präsident kommt in einem dunkelblauen Anzug. Die First Lady trägt ein Adolfo-Kostüm mit Goldknöpfen und goldenen Paspeln. Jackson trägt ein übergroßes, militärisch wirkendes paillettenbesetztes Jackett mit weichen Goldepauletten und goldener Schärpe, dazu einen einzelnen weißen

Glitzerhandschuh und eine dunkle, überdimensionierte Sonnenbrille.

»Tja, ist das nicht ein *Thriller*?«, fragt der Präsident amüsiert hinter seinem Rednerpult. »Ich freue mich sehr, Sie so zahlreich begrüßen zu dürfen. Man stelle sich vor, dass Sie alle gekommen sind, um *mich* zu sehen. Nein, ich weiß, warum Sie hier sind, nämlich aus gutem Grund – um einen der talentiertesten, beliebtesten und aufregendsten Superstars unserer Zeit zu sehen – Michael Jackson. Michael, willkommen im Weißen Haus.«

Nachdem der joviale Präsident seine Rede brav mit den Titeln einiger Jackson-Hits gewürzt hat – »Off the Wall«, »I Want You Back« –, kommt er zur Sache. »In dieser Phase seiner Karriere, wo er eigentlich schon alles erreicht hat, was sich ein Musiker wünschen kann, findet Michael Jackson die Zeit, sich für den Kampf gegen Alkohol- und Drogenmissbrauch zu engagieren ... Michael Jackson ist der schlagende Beweis dafür, was ein junger Mensch ohne Alkohol und Drogen erreichen kann.* Das nötigt Jung und Alt Respekt ab, und wenn

* »Eine Zeremonie auf dem S. Lawn zu Ehren des jungen Michael Jackson, der einen riesigen Erfolg in der Welt der Popmusik hat und angeblich im letzten Jahr 120 Mio. Dollar verdient hat«, schreibt Reagan noch am Abend in sein Tagebuch. »Er stiftet die Erlöse eines seiner bestverkauften Hits für die Kampagne gegen Alkohol am Steuer ... Er ist entschieden gegen Drogen & Alkohol & setzt seine Popularität ein, damit junge Leute seinem Beispiel folgen. Ich war überrascht, wie schüchtern er ist.« Fünfundzwanzig Jahre später, als Jackson stirbt, werden bei der Obduktion Spuren von Lidocain, Diazepam, Nordiazepam, Lorazepam, Midazolam und Ephedrin in seinem Blut gefunden. Als Todesursache wird »akute Propofol-Vergiftung« angegeben. Propofol ist ein Narkosemittel, das vorwiegend bei größeren chirurgischen Eingriffen zum Einsatz

wir Amerikaner uns an seinem Beispiel orientieren, können wir das Problem des Alkohols am Steuer in den Griff bekommen. *Beat It*, würde Michael sagen.

Nancy Reagan opfert einen Großteil ihrer Zeit, um mit jungen Leuten über die Probleme des Alkohol- und Drogenmissbrauchs zu reden. Ich kann daher wirklich für uns beide sprechen, wenn ich sage: Michael, danke für das Beispiel, dass Sie Millionen jungen Amerikanern geben ... Ihr Erfolg ist ein amerikanischer Traum, der in Erfüllung gegangen ist.«

Unter kräftigem Applaus tritt Jackson auf die Bühne, um seine Auszeichnung entgegenzunehmen. »Es ist eine große, große Ehre für mich«, sagt er mit seiner hellen Stimme. »Vielen Dank, Mr President.« Dann kichert er kurz, um dann hinzuzufügen: »Und Mrs Reagan.«

Der Präsident und Mrs Reagan bitten Jackson hinein, und er darf mit seiner Entourage das Weiße Haus besichtigen. Jackson interessiert sich besonders für ein Porträt seines Namensvetters Andrew Jackson, des siebten Präsidenten der Vereinigten Staaten, der eine ähnliche Militäruniform trägt, nur ohne Pailletten.

Hinterher soll Jackson im kleinen Rahmen erneut mit den Reagans und einigen Kindern von Mitarbeitern des Präsidenten zusammentreffen. Aber als er in den Empfangssaal geführt wird, erwarten ihn dort fünfundsiebzig Erwachsene.

Er macht auf dem Absatz kehrt und flüchtet den Flur hinunter auf die Toilette der Presidential Library. Er schließt die Tür ab und weigert sich, herauszukommen. »Die haben gesagt, da wären Kinder! Aber das sind keine Kinder!«, beschwert er sich bei seinem Manager Frank Dileo.

kommt. Insgesamt dreizehn Einstiche werden an Jacksons Hals, beiden Armen und beiden Fußknöcheln festgestellt.

Dileo wendet sich an einen Berater, der sofort einen Assistenten anherrscht: »Wenn der First Lady das zu Ohren kommt, wird sie stinksauer. Jetzt schaffen Sie gefälligst ein paar Kinder her, verdammt noch mal.«

Dileo ruft durch die Toilettentür: »Alles okay, Michael. Wir holen ein paar Kinder.«

»Ihr müsst die ganzen Erwachsenen wegschicken, sonst komme ich nicht raus«, verlangt Jackson.

Ein Berater läuft zum Empfangssaal. »Okay, raus! Alle raus!« Einer aus Jacksons Entourage kommt zur Bibliothekstoilette. »Alles geregelt.«

»Versprochen?«, fragt Michael.

In diesem Moment platzt Frank Dileo der Kragen. »Okay, Mike, raus mit dir. Und zwar sofort.«

Michael Jackson kehrt in den frisch geräumten Empfangssaal zurück. Eine Handvoll Kinder erwartet ihn. Während er ein Exemplar von *Thriller* für den Verkehrsminister signiert, treten die Reagans ein. Sie gehen zusammen mit Jackson in den Roosevelt-Raum, wo noch mehr Berater mit ihren Kindern warten.

Während Jackson sich mit den Kindern unterhält, flüstert Nancy Reagan einem seiner Begleiter zu: »Ich hab gehört, er will so aussehen wie Diana Ross, aber wenn man ihn so aus der Nähe sieht, ist er viel hübscher als sie. Finden Sie nicht auch? Ich meine einfach, sie ist nicht besonders attraktiv, er dagegen schon.«

Jacksons Mitarbeitern ist es verboten, über ihren Arbeitgeber zu reden, also antwortet der Mann nicht.

»Ich wünschte bloß, er würde mal diese Sonnenbrille abnehmen«, redet Mrs Reagan weiter und fügt hinzu: »Sagen Sie, hat er sich eigentlich die Augen operieren lassen?«

Noch immer kommt keine Antwort. »Die Nase hat er sich jedenfalls machen lassen, keine Frage«, flüstert Mrs Reagan, während sie Jackson, der nun mit ihrem Mann spricht, genauestens mustert. »Mehr als einmal, würde ich sagen. Aber was ist mit seinen Wangenknochen? Ist das Make-up oder hat er die auch machen lassen? Wirklich alles sehr eigenartig. Ein junger Mann, der aussieht wie eine hübsche Frau, der flüstert, wenn er was sagt, der einen einzelnen Handschuh trägt und nie die Sonnenbrille abnimmt. Ich weiß einfach nicht, was ich davon halten soll.« Sie hebt die Augen zur Decke und schüttelt den Kopf.

Der Berater hat allmählich das Gefühl, es könnte unhöflich sein, der First Lady so gar nicht zu antworten. »Wissen Sie, ich könnte Ihnen da Dinge erzählen«, sagt er mit einem verschwörerischen Lächeln. Doch die First Lady reagiert, als wäre ihr diese Art von Klatsch und Tratsch zuwider.

»Wie dem auch sei, Talent hat er jedenfalls. Und ich würde doch meinen, das ist das Einzige, das *Sie* interessieren sollte«, zischt sie.

NANCY REAGAN enttäuscht ANDY WARHOL

Weißes Haus, Washington DC

15. Oktober 1981

»Diese Leute vom Film sind seltsam«, sagt Andy Warhol beim Tee im Weißen Haus zur First Lady. »Die fangen schon an, über einen herzuziehen, noch ehe man aus dem Raum ist.«

Nancy Reagans Augen, die ohnehin schon unnatürlich groß sind, werden noch größer. Sie sieht Warhol an, als wäre er nicht bei Trost.

»Ich *bin* vom Film, Andy«, entgegnet sie.

Das Interview ist von Anfang an hölzern gelaufen. Mrs Reagan kann Kritik schlecht vertragen und wittert sie auf Anhieb. Das liegt an ihrem Sternzeichen. »Krebse sind häufig intuitiv, verletzlich, sensibel und haben Angst vor Spott. Das alles trifft leider auf mich zu«, schreibt sie in ihrer Autobiografie. »Das Symbol des Krebses ist der Krebspanzer: Krebse zeigen der Welt oft eine harte äußere Schale, die ihre Verwundbarkeit verbirgt. Werden sie verletzt, ziehen sie sich in sich selbst zurück. Das beschreibt mich gut.«

Warhol selbst hat sich den Reagans durchaus krebsartig angenähert. Zwei Wochen vor der Präsidentschaftswahl 1980 schließt er Bekanntschaft mit ihrem Sohn Ron, dann mit ihrer Tochter Patti. Beide Seiten sind zufrieden: Die jungen Reagans haben Umgang mit Amerikas berühmtestem Künstler, und Warhol wiederum hat Umgang mit Amerikas First Family in spe. Warhol mag Ron. »Er war ein richtig netter Junge. Gott, war der lieb ... und er ist sehr klug. Lispelig und süß.« Bei ihrem ersten gemeinsamen Lunch bringt Warhol kaum ein Wort heraus. »Ich wusste nicht, worüber ich mit ihm reden sollte. Ich war zu schüchtern, und er war zu schüchtern.« Warhol platzt mit der peinlichen Frage heraus, ob der zukünftige Präsident sich die Haare färbe oder nicht. Ron versucht, das Thema zu wechseln. Seine Mutter Nancy sei »sehr warmherzig und sehr charmant«, erklärt er Warhol.

Warhol nutzt die Gunst der Stunde. »Dann ging ich raffinierter vor, brachte das Gespräch auf *Eine ganz normale Familie* und erzählte ihm, wie sehr ich mich über Mary Tyler Moore

aufgeregt hatte. Dass ich ihr, nachdem ich den Film gesehen hatte, am liebsten in den Hintern treten würde, wenn ich ihr mal auf der Straße begegne. In dem Moment war er kurz davor, etwas über Nancy zu sagen, aber dann bekam er irgendwie mit, worauf ich hinauswollte, und wechselte das Thema. Ich finde nämlich, die Mutter in *Eine ganz normale Familie* ist genau wie Mrs Reagan. Total kalt und durchtrieben.«

Sie erörtern, was sie bestellen wollen. Warhol erzählt Ron, dass er noch nie Froschschenkel gegessen hat, »und er war so lieb und bestellte welche, nur damit ich sie probieren konnte. Er ist wirklich lieb, ein schöner Körper und schöne Augen. Aber er hat keine hübsche Nase. Die ist zu lang.«

Zwei Wochen später schaut Patti Davis, Rons große Schwester, im Büro der Zeitschrift *Interview* vorbei. »Ich fand sie einigermaßen hübsch, aber als ich sie dann im Video sah, fragte ich mich, wieso diese Kinder nichts von dem guten Aussehen ihrer Eltern abbekommen haben. Ich meine, ihr Dad sah toll aus.«

Zwischen Ronald Reagans Wahl und seiner Amtseinführung geht Andy Warhol mit Reagan junior und dessen Frau Doria ins Kino, um sich *Flash Gordon* anzusehen. Am Ende des Abends hat er Doria einen Job bei *Interview* angeboten.

Warhol begegnet Nancy Reagan erst im März 1981, als sie zufällig im selben Restaurant isst wie er. »Wir waren im Aufbruch, und ich wollte nicht zum Präsidententisch gehen, weil das zu groupiemäßig war – alle Welt blieb da stehen –, also gingen wir in die andere Richtung, aber dann riefen sie uns rüber. Jerry Zipkin übernahm das Rufen, und ich begrüßte Mrs Reagan, und sie sagte: ›Ach, Sie sind so gut zu meinen Kindern.«

Im September 1981 wird die Möglichkeit eines Interviews mit Nancy Reagan erwogen. Inzwischen ruft Nancy regelmäßig Warhols Kumpel Bob Colacello im Büro an, um über Ron

und Doria zu sprechen, was »Andy unheimlich neidisch machte«. Colacello verhandelt mit dem Weißen Haus über ein Interview mit Mrs Reagan. Dort willigt man ein, weil man hofft, ein Interview könnte ihr herrisches Image abmildern. Aber Warhol wischt die Idee vom Tisch, vielleicht weil er das Gefühl hat, dass Colacello ihn auf dieser besonderen gesellschaftlichen Stufenleiter überholt hat. »Ich finde sie zu alt und zu altmodisch. Wir sollten jüngere Leute nehmen. Was kann man sie schon fragen? Über ihre Filmkarriere? Außerdem klappt das sowieso nie.«

Aber es klappt doch. Einen Monat später fahren Warhol und Colacello nach Washington. Colacello ermahnt Warhol, ihr bloß keine »Sex-Fragen« zu stellen. Warhol regt sich auf. »Ich war fassungslos. Ich meine, ich war echt fassungslos. Dachte er etwa, ich setz mich dahin und frag sie, wie oft sie's treiben?«

Gemeinsam mit Doria treffen die beiden zu früh im Weißen Haus ein und werden in den Empfangssalon gebracht. Dort bleiben sie auch: Als die First Lady kommt, führt sie sie nicht in einen eleganteren oder gemütlicheren Raum. Warhol, der stets genau auf Ansehen und Status achtet, ist gekränkt. Ein Hausdiener bringt jedem von ihnen ein Glas Wasser, was ein weiterer Affront für Warhol ist.

Das Interview kommt nicht richtig in Gang. »Wir haben über Drogentherapien gesprochen, und das war langweilig. Ich hab ein paar Fehler gemacht, aber das war mir egal, weil ich noch immer sauer über Bobs Bemerkung war, ich sollte ihr keine Sex-Fragen stellen.«

Bald ist alles vorbei. Ehe Nancy Reagan sie hinausbegleitet, gibt sie Doria noch eine Tupperdose (»nicht eingepackt oder so«) und Socken für Ron junior. Colacello sagt Nancy, was sie

doch für eine gute Mutter sei, und erkundigt sich, wie sie Weihnachten feiern wollen. Nancy sagt, sie wollen im Weißen Haus bleiben, »weil nie jemand im Weißen Haus bleibt«.

Warhol fühlt sich schlecht behandelt. Ein Glas Wasser! Als er zu Hause ankommt, klingelt sein Telefon. »Brigid war dran und wollte wissen, welche Teesorte Mrs Reagan uns angeboten hat, und dann kam ich ins Grübeln und wurde noch wütender. Ich meine, sie hätte sich schick machen können, sie hätte uns in einem schönen Raum empfangen können, sie hätte das feine Porzellan benutzen können! Ich meine, immerhin war ihre Schwiegertochter dabei, sie hätte dieses Interview richtig toll aufziehen können, aber nichts da. Je länger ich darüber nachdachte, desto wütender wurde ich!«

ANDY WARHOL ignoriert JACKIE KENNEDY

Fifth Avenue 1040, New York

20. Dezember 1978

Mit Präsidenten und First Ladys hat Andy Warhol irgendwie kein Glück. Sie kommen einfach nicht mit ihm klar. Nach einer Party für *Newsweek* im Jahre 1983 bemerkt er: »Es war eine langweilige Party. Keine Stars. Bloß Nancy Reagan und der Präsident und Mrs Carter.«

Aber sie können auch nützlich sein. Am 22. November 1963 ging er gerade durch die Grand Central Station, als bekannt gegeben wurde, dass Präsident Kennedy ermordet worden war. Warhol hielt inne, um die Nachricht zu verdauen, und sagte

dann sachlich zu seinem Assistenten: »Tja, dann mal ran an die Arbeit.«

Einige Monate später hat er zahllose Bilder von Jackie Kennedy gefertigt. Manche basieren auf einem lächelnden Foto von ihr, kurz bevor ihr Mann erschossen wird, manche auf Fotos, die während seiner Beerdigung aufgenommen wurden, und manche auf einer Kombination von beiden.

Im Laufe der Jahre begegnen sich Amerikas berühmteste Witwe und Amerikas berühmtester Künstler immer wieder. Er ist fasziniert von ihrem Ruhm. Möglicherweise ist sie gerade deshalb ihm gegenüber häufig distanziert.* Das macht ihn reizbar. 1977 wird Warhol zu einem Wohltätigkeitsdinner eingeladen, das Jackie organisiert hat. »Das Dinner war furchtbar. Die haben uns an so einen Nichts-und-niemand-Tisch gesetzt«, schreibt er in sein Tagebuch. »Wir sind also in diesem Raum, wo wir kein Schwein kennen außer einander, und dann kommt so eine Frau zu mir und sagt: ›Ich weiß, dass Sie eine Kamera dabei haben, und Sie dürfen hier jeden fotografieren außer Mrs Onassis.« Kurz darauf betritt Warhol den Hauptsaal und sieht nicht nur, dass »da *alle* waren, die wir kannten«, sondern auch »4000 Fotografen, die Aufnahmen von Jackie machten. Und diese grässliche Frau erzählt mir, ich darf das nicht!«

Im Jahr darauf erfährt Andy Warhol irritiert, dass Diana

* Wahrscheinlich beruht das auf Gegenseitigkeit. »Sie war kompliziert und voller Widersprüche«, vertraut eine langjährige Freundin Jackie Kennedys ihrem Biografen an. »Es gab da viel Konkurrenzdenken und Animosität. Kontakt zu Menschen aufnehmen, sie in den Himmel loben und dann fallen lassen, ohne dass irgendwer je den Grund dafür erfuhr, das war ihre Art.«

Vreeland ihn nicht mehr für Avantgarde hält und Jackie das auch so sieht. Im November kommt ihm zu Ohren, dass Jackie eine Party gegeben hat, ohne ihn einzuladen. »Robert Kennedy jr. hat Fred erzählt, sie hätten lange drüber nachgedacht, ob sie uns einladen sollen, und sich dann dagegen entschieden. Jackie ist wohl wirklich scheußlich.«

Eine Woche später sieht die Lage schon wieder besser aus. Warhol erhält eine Einladung zu Jackies Weihnachtsparty. Er bringt seinen Freund Bob Colacello mit. Sie kommen spät. »Warren Beatty und Diane Keaton waren da, und Bob hörte – zufällig –, wie Jackie sagte, dass Warren irgendwas ›Widerliches‹ in der Eingangshalle gemacht hätte, aber wir bekamen nicht heraus, was das war.«

Später, beim Dinner im Mortimer's, sagt irgendwer, Beatty hätte Sex mit Jackie gehabt. Bianca Jagger meint, dass Warren das wahrscheinlich bloß behauptet habe, weil er nämlich auch behauptet habe, er hätte mit ihr geschlafen, und dass sie ihm im Beverly Wilshire eine Szene gemacht und laut gerufen habe: »Warren, ich hab gehört, du erzählst überall rum, dass du mich vögelt. Wie kannst du das sagen, wenn's nicht stimmt?«

Dann sagt Bianca, Warren hätte einen großen Schwanz, und Steve fragt, woher sie das wisse, und sie sagt, alle ihre Freundinnen hätten schon mit ihm geschlafen. Colacello ist »im Himmel«, weil Jackie so nett zu ihm ist und sogar ihr Glas Perrier mit ihm teilt, nachdem der Butler seins vergessen hat, und sagt: »Das ist *unseres*.«

Doch am nächsten Tag macht Jackie eine Kehrtwendung. Sie ruft Warhol drei- oder viermal in seinem Büro an. »Aber ich hab nicht zurückgerufen, weil ihre Nachrichten total verwirrend waren – zum Beispiel, ›Rufen Sie mich nach halb sechs

unter dieser Nummer an oder vor vier, falls es nicht regnet.« Schließ­lich erwischt sie ihn zu Hause. Sie ist frostig. »Sie klang ganz streng. Sie sagte: ›Hören Sie, Andy, ich habe Sie eingeladen, und das heißt *Sie* – nicht Bob Colacello.« Sie beschwert sich, dass Colacello »Sachen schreibt«. Warhol vermutet daraufhin, dass »da irgendwas passiert ist, von dem sie nicht will, dass drüber geschrieben wird. Ich schätze, sie hat den ganzen Tag drüber nachgedacht.« Geht es vielleicht um das »Widerliche«, das Warren Beatty gemacht hat?

Sie bestraft Warhol für sein Zuspätkommen und den unge­ladenen Gast, indem sie ihre Bekannten bittet, ihn nicht mehr auf Partys einzuladen. Warhol bekommt Wind von seiner Äch­tung. Das Verhältnis der beiden verschlechtert sich weiter. Sie lädt ihn nie mehr zu einer Weihnachtsfeier ein. Das wurmt ihn. Er notiert jedes neuerliche Ausgeschlossenwerden in seinem Tagebuch. »Jackie O. die Hände geschüttelt«, schreibt er nach dem Besuch einer Wohltätigkeitsveranstaltung im Helmsley Palace. »Sie hat mich nicht mehr zu ihrer Weihnachtsparty eingeladen, also ist sie für mich ein Ekel. Und jetzt würde ich sowieso nicht mehr hingehen. Ich würde ihr sagen, sie soll mir den Buckel runterrutschen. Ich meine, ich bin im selben Alter wie sie, also kann ich ihr die Meinung sagen. Obwohl ich das Gefühl habe, dass sie älter ist als ich. Aber ich hab ja das Ge­fühl, alle sind älter als ich.«

Warhol kommt nicht so ganz über seinen Ausschluss aus Ja­ckies Gästeliste hinweg. Noch 1985 wettet er: »Mir ist schlei­erhaft, wieso Jackie O. meint, sie wäre so großartig, dass sie der Öffentlichkeit keine weitere filmreife Ehe mit jemand Wichti­gem schuldet. Man sollte doch meinen, sie würde alles unter­nehmen, um wieder Geschichte zu machen.«

Am Samstag, dem 26. April 1986, ist er auf Cape Cod Gast

bei der Hochzeit von Arnold Schwarzenegger und Maria Shriver* und notiert: »Jackie hat kein einziges Mal gelächelt, sie war ein Miesepeter.« Auf dem Empfang ignoriert er sie. »Ich hab Jackie nicht angesehen, ich hab mich zu unwohl gefühlt.« Die beiden sehen sich nie wieder. Ein knappes Jahr später stirbt Warhol unerwartet nach einer Gallenblasenoperation.

Zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tod sichten Archivare 610 Pappkartons, Aktenschränke und einen ganzen Container mit Dingen aus dem Besitz von Andy Warhol. Sie finden unter anderem ein Stück alte Hochzeitstorte, etliche leere Dosen Hühnersuppe und 17 000 Dollar. Sie stoßen auch auf ein Foto, das Jackie Kennedy nackt beim Baden zeigt. Sie selbst hat darauf geschrieben: »Für Andy, in dauerhafter Zuneigung, Jackie Montauk« – ein Verweis auf Warhols Anwesen auf Long Island. Keiner weiß, wie um alles in der Welt das Foto dorthin gekommen ist oder welche Geschichte sich dahinter verbirgt, aber es stammt zweifellos aus einer Zeit vor ihrem Zerwürfnis im Jahre 1978.

* Er schenkt dem Hochzeitspaar ein Bild der Braut, das er selbst gemalt hat. Ein anderes Kunstwerk – eine Skulptur – ist ein Geschenk von Kurt Waldheim. »Es war echt hässlich«, notiert Warhol. Er schreibt auch: »Wenn man sich diese Märchenhochzeit ansieht, fragt man sich unwillkürlich, wie wohl die Scheidung wird.«

JACKIE KENNEDY fühlt sich unwohl bei QUEEN ELIZABETH II.

Buckingham Palace, London
5. Juni 1961

Gerade mal vier Monate sind seit Präsident Kennedys Amtsantritt vergangen. Mrs Kennedy ist noch dabei, ihre Rolle zu finden.

Jackie fühlt sich unsicher. In der Öffentlichkeit lächelt und winkt sie. Privat kaut sie auf den Fingernägeln und raucht Kette. Sie neigt zu Selbstmitleid. Man hört sie sagen: »Ach, Jack, es tut mir so leid für dich, dass ich so eine Versagerin bin.« Worauf John F. Kennedy antwortet: »Ich liebe dich so, wie du bist.« Sagen sie beide vielleicht nur die halbe Wahrheit?

Auf dem gesellschaftlichen Parkett ist sie eine seltsame Mischung aus Grazie und Paranoia. »Mal war sie unverstanden, frustriert und hilflos. Im nächsten Moment, ohne jede Vorwarnung, war sie die royale, loyale First Lady, vor der man sich verneigen musste, der man mittelalterliche Ergebenheit entgegenbrachte.« So formuliert es ihr englischer Freund Robin Douglas-Home. »Dann wieder, ohne jede Vorwarnung, machte sie jemanden zur Schnecke, weil er so unterwürfig war, sie als First Lady zu behandeln, und mokierte sich über die Wichtigtuerei der Politiker, den Snobismus der oberen Zehntausend.«

Jetzt jedoch, auf ihrem Kurztrip durch Europa, wirkt Jackie plötzlich souverän. Die Franzosen betrachten sie förmlich als eine der ihren: Sie ist eine geborene Bouvier, sie hat französische Vorfahren und ein Jahr an der Sorbonne studiert. Sie spricht fließend Französisch, und sie hat eine Garderobe dabei, die speziell für sie von Givenchy entworfen wurde. Auf einem

Bankett in Versailles begrüßt Präsident de Gaulle sie mit den Worten: »Madame, heute Abend sehen sie aus wie ein Gemälde von Watteau.«*

Der politische Redakteur der *Time* vermeldet: »Es ist zum großen Teil der strahlend schönen Jackie Kennedy zu verdanken, dass Kennedy dem alten Kämpfen schmeichelhafte Tischreden und herzliche Gesten der Freundschaft abringen konnte.« Auf einer Pressekonferenz sagt Präsident Kennedy: »Ich halte es nicht für gänzlich unangemessen, mich vorzustellen ... Ich bin der Mann, der Jacqueline Kennedy nach Paris begleiten durfte, und ich habe es genossen.«

Beim Dinner in Wien bezaubert Jackie Kennedy Nikita Chruschtschow. Je länger der Abend dauert, desto näher rückt der sowjetische Vorsitzende seinen Stuhl an sie heran. Er macht ihr Komplimente für ihr weißes Abendkleid, und ihre anschließende Unterhaltung umfasst alle möglichen Themen, von Hunden im Weltraum bis zu ukrainischen Volkstänzen. Zum Abschluss verspricht Chruschtschow, ihr einen Welpen als Geschenk zu schicken.

Doch am nächsten Morgen ist Chruschtschow wieder grantig wie eh und je. Er hat keine Lust, Kennedys Sympathie zu gewinnen, und noch weniger Lust, ihm Sympathie zu zeigen. Nach ihrem Treffen fühlt Kennedy sich brüskiert. Auf dem Flug von Wien nach London wirken beide Kennedys niedergeschlagen, und die ständigen Rückenschmerzen des Präsidenten drücken ihnen zusätzlich aufs Gemüt. Ihr Arzt verabreicht beiden Medikamente, um sie wieder aufzumuntern: Amphetamine und

* Jackie ist besonders erfreut, als de Gaulle »prompt und ausführlich« auf ihren Dankesbrief antwortet, während der ihres Mannes unerwidert bleibt.

Vitamine für die First Lady und Novocain für den Präsidenten, der außerdem noch das starke Schmerzmittel Demerol nimmt.

Am nächsten Tag in London berichtet der Präsident dem onkelhaften britischen Premierminister Harold Macmillan von der herben Abfuhr, die er einstecken musste. »Der Präsident war tief getroffen von der Rücksichtslosigkeit und Grobheit des russischen Vorsitzenden«, vermerkt Macmillan. »In gewisser Weise fühlte ich mich an die Versuche von Lord Halifax oder Neville Chamberlain erinnert, mit Herrn Hitler ins Gespräch zu kommen. Zum ersten Mal in seinem Leben ist Kennedy einem Mann begegnet, der gegen seinen Charme immun ist.«

Am Vormittag nehmen sie an der Taufe von Jackies Nichte Christina Radziwill teil. Von dort geht es gleich weiter zu einem zwanglosen Lunch mit dem Premierminister und einigen Freunden und Verwandten, darunter auch die Ormsby-Gores und der Herzog und die Herzogin von Devonshire. Die Herzogin, eine alte Freundin des Präsidenten*, betrachtet Jackie mit gemischten Gefühlen. »Sie ist ein komischer Vogel. Ihr Gesicht ist das seltsamste, das ich je gesehen habe. Es ist ziemlich wild zusammengesetzt«, bemerkt sie ihrem alten Freund Patrick Leigh Fermor gegenüber.

Am Abend sind die Kennedys zum Dinner im Buckingham Palace. Das reinste Minenfeld, wie sich herausstellt. Die Gästeliste wurde minuziös ausgehandelt: Normalerweise werden keine geschiedenen Personen eingeladen, daher widerstrebte

* Die Herzogin von Devonshire bekommt einen Ehrenplatz bei Kennedys Amtseinführung. »Unsere flotte Schwester ist über den Großen Teich & hatte ein liebevolles Tête-à-Tête mit eurem Herrscher«, schreibt ihre Schwester Nancy an eine weitere Schwester, Jessica. Sie fügt hinzu: »Andrew sagt, für Kennedy sei Sex das, was Golf für Eisenhower war.«

es der Queen, Jackies Schwester, Prinzessin Lee Radziwill, zu empfangen, die zum zweiten Mal verheiratet ist, oder ihren Mann, Prinz Stanislaw Radziwill, der bereits das dritte Mal den Bund fürs Leben geschlossen hat. Unter Druck gibt sie nach, unterlässt es aber im Gegenzug, Prinzessin Margaret oder Prinzessin Marina einzuladen, die beide von Jackie vorgeschlagen wurden. Jackies alte Paranoia meldet sich zurück: Sie vermutet, dass man sie damit treffen will. »Die Queen hat ihre Rache gehabt«, vertraut sie sich Gore Vidal an.* »Keine Margaret, keine Marina, bloß jeder Landwirtschaftsminister des Commonwealth, den sie aufreiben konnten.« Jackie erzählt Vidal auch, dass sie die Queen »ziemlich anstrengend« fand. (Als Vidal das Jahre später Prinzessin Margaret gegenüber wiederholt, erklärt die Prinzessin loyal: »Aber dafür ist sie schließlich da.«)

Beim Dinner fühlt Jackie sich weiter unbehaglich, sogar übergangen. »Ich glaube, die Queen konnte mich nicht leiden. Philip war nett, aber nervös. Zwischen ihnen war absolut keine Nähe zu spüren.«

Die Queen fragt Jackie nach ihrem Besuch in Kanada. Jackie erzählt, wie ermüdend sie es fand, stundenlang im Blick der Öffentlichkeit zu stehen. »Die Queen nahm einen verschwörerischen Blick an und sagte: ›Nach einer Weile wird man einfallsreich und lernt, sich selbst zu schützen.«** Gore Vidal zufolge (der anderen gern seine Gedanken aufdrängt) ist das für Jackie das einzige Mal, dass die Queen annähernd menschlich wirkt.

* Was niemals ratsam ist.

** Als der französische Präsident Nicolas Sarkozy im März 2008 auf Staatsbesuch in Großbritannien ist, fragt er die Queen, ob ihr je langweilig wird. »Ja, aber ich sag es keinem«, antwortet sie.

Nach dem Dinner fragt die Queen, ob sie Malerei mag. Ja, sagt Jackie, sehr. Die Queen macht mit ihr einen Spaziergang durch die lange Gemäldegalerie im Palast. Sie bleiben vor einem van Dyck stehen. Die Queen sagt: »Das ist ein gutes Pferd.« Ja, pflichtet Jackie bei, das ist ein gutes Pferd. Laut Jackies Bericht ist das der Höhepunkt ihres Austauschs, was andere jedoch nicht so sehen. Das Dinner im Buckingham Palace, schreibt Harold Macmillan an diesem Abend in sein Tagebuch, sei »sehr angenehm« gewesen.

Neun Monate später besucht Jackie die Queen ein weiteres Mal im Buckingham Palace, diesmal ohne ihren Mann. Inzwischen ist sie routinierter geworden. »Ich denke, ich sollte nicht mehr dazu sagen, als dass ich sehr dankbar bin und sie unheimlich charmant war«, erklärt sie vor den Fernsehkameras, als sie sich wieder verabschiedet.

QUEEN ELIZABETH II. besucht den HERZOG VON WINDSOR

Route du Champ d'Entraînement 4, Bois de Boulogne, Paris
18. Mai 1972

Vor dem Eintritt Großbritanniens in die Europäische Gemeinschaft wird die Queen zu einem Staatsbesuch nach Paris reisen, um »die Atmosphäre zu verbessern«. Doch kurz zuvor erreicht den Buckingham Palace die Nachricht, dass ihr Onkel David, der ehemalige König Edward VIII. und jetzige Herzog von Windsor, an Kehlkopfkrebs erkrankt ist und nicht mehr lange zu leben hat.

Der Privatsekretär der Queen, Sir Martin Charteris, setzt sich mit dem britischen Botschafter in Paris, Sir Christopher Soames, in Verbindung, der wiederum ein Treffen mit Jean Thin arrangiert, dem Arzt des Herzogs. Der Botschafter kommt gleich zur Sache. Dr. Thin erinnert sich: »Er sagte mir unverblümt, der Herzog könne ja ruhig vor oder nach dem Staatsbesuch sterben, es sei aber eine politische Katastrophe, wenn sein Ableben währenddessen einträte. Ob ich irgendetwas tun könne, um seine Sorgen hinsichtlich des Todeszeitpunkts des Herzogs zu zerstreuen?«

Jean Thin, der keinerlei Erfahrung mit den Fallstricken des königlichen Protokolls hat, ist schockiert. Eine derartige Beruhigung kann er nicht liefern. Der Herzog könnte vor, während oder nach dem Staatsbesuch seiner Nichte in Frankreich versterben, und Thin ist kein Hellseher. Im Palast ist man verstimmt. Wird der Herzog im Tod ein ebenso großes Ärgernis sein wie zu Lebzeiten? Wie sich herausstellt, verleiht die Aussicht auf den Besuch der Queen dem Herzog neue Kraft. Mehr denn je scheint er entschlossen durchzuhalten.

Und er tut es. Er lebt noch, als die Queen am 15. Mai in Orly landet. Jeden Abend erkundigt sich Sir Christopher bei Dr. Thin nach dem Befinden seines Patienten. Thin berichtet, dass der Herzog nicht schlucken kann und Glukoseinfusionen bekommt, aber weiterhin beabsichtigt, seine Monarchin zu empfangen.

Am 18. Mai um 16.45 Uhr trifft die königliche Entourage ein, nachdem man den Tag beim Pferderennen in Longchamp verbracht hat. Die Herzogin von Windsor begrüßt die Queen, den Herzog von Edinburgh und den Prince of Wales mit einer Abfolge wackeliger Hofknickse und bittet die Gäste zum Tee in den mit Orchideen gefüllten Salon. In den folgenden fünf-

zehn Minuten spricht niemand den Gesundheitszustand des Herzogs von Windsor an. »Sie taten fast, als wäre David kerngesund«, sagt die Herzogin später. Sie beklagt, dass die Queen »alles andere als warmherzig« war, aber vielleicht gingen ihr auch nur die kläffenden Möpfe der Windsors auf die Nerven.

Nur einer der königlichen Besucher ist schon einmal hier gewesen: Im vergangenen Oktober hat der Prince of Wales seinem Onkel einen kurzen Besuch abgestattet, weil er hoffte, eine Annäherung zwischen dem schwarzen Schaf der Familie und der übrigen Verwandtschaft zu erreichen. Schon einen Monat später wurde bei Onkel David Krebs diagnostiziert, daher liefert die Darstellung des Besuchs im Tagebuch des Prinzen einen allerdings leicht schnippischen Einblick in das Leben, das die Windsors bis vor Kurzem noch führten: »Als ich das Haus betrat, bemerkte ich Diener und Pagen, die genau die gleichen roten und schwarzen Uniformen trugen, wie unsere zu Hause sie tragen. Es war ziemlich lächerlich, das zu sehen. Dann fiel mein Blick auf einen Tisch in der Eingangshalle, auf dem eine rote Kiste mit dem Schriftzug ›Der König‹ stand ... Das ganze Haus riecht nach irgendwelchen besonders intensiven Räucherstäbchen, und von jenseits der Mauern war leise blecherne Musikberieselung zu hören. Die Herzogin trat aus einer Ansammlung der grässlichsten amerikanischen Gäste hervor, die ich je gesehen habe. Der fassunglose Ausdruck auf ihren Gesichtern war sehenswert, und die meisten von ihnen waren sturzbesoffen. Ein Mann schüttelte mir zweimal die Hand, murmelte irgendwas Unverständliches auf Französisch mit einem starken amerikanischen Akzent und sank dann prompt in die Arme eines vorsorglich in seiner Nähe bereitstehenden Dieners.«

Die Herzogin (die Charles nach ihrer Begegnung abfällig als »eine harte Frau – vollkommen unsympathisch und recht

oberflächlich« beschreibt) führt die Queen nach oben, wo der Herzog in einem Rollstuhl sitzt. Er trägt extra zu diesem Anlass einen Rollkragenpullover mit Sakko. Diese Kleidungsstücke verbergen den Infusionsschlauch, der hinten aus dem Kragen ragt und dann nach unten führt, wo diskret hinter einem Vorhang versteckt Flaschen stehen. Er ist auf neunzig Pfund abgemagert. Als die Queen in den Raum tritt, kommt er mühsam auf die Beine und schafft es mit einiger Anstrengung, den Kopf zu einer Verbeugung zu senken. Dr. Thin fürchtet, der Infusionsschlauch könnte sich lösen, aber die Sache geht gut, und der Schlauch bleibt, wo er ist.

Die Queen begrüßt ihren Onkel mit einem Kuss und fragt ihn, wie er sich fühlt. »Es geht so einigermassen«, antwortet er. Ab diesem Moment gehen die Darstellungen von zwei Zeugen der Begegnung auseinander. Die Herzogin, die naturgemäß unversöhnlich ist, porträtiert die Queen als gefühllos und unterkühlt förmlich. »Das Gesicht der Queen zeigte keinerlei Anteilnahme, keine Anerkennung seiner Bemühungen, seiner Ehrerbietung. Ihr Auftreten vermittelte überdeutlich, dass sie nicht den Wunsch gehabt hatte, ihn mit einem Besuch zu beehren, sondern mit ihrem Kommen lediglich den äußeren Schein wahrte, weil er sterbenskrank war und alle Welt wusste, dass sie in Paris weilte.« Dagegen erinnert sich Oonagh Shanley, die irische Krankenschwester des Herzogs, die Queen habe ungewöhnlich freundlich mit ihrem Onkel geplaudert, dessen Stimme, nur noch ein krächzendes Flüstern, kaum hörbar war.

Manche sagen, ihre Begegnung endet, als der Herzog von einem Hustenanfall überwältigt wird und man ihn davonrollt. Jedenfalls vergeht nur sehr wenig Zeit, bis die Queen den Raum verlässt und sich wieder nach unten zum Herzog von Edinburgh und dem Prince of Wales begibt.